

Wir neuen Deutschen. Wer wir sind, was wir wollen¹

Anna Daszkiewicz, Gdańsk/ Polen

Die Deutschen und die neuen Deutschen gehören zu dieser Generation, aber die einen sind durch ihre Geschichte globalisierter und die anderen dafür verwurzelter. Was wir teilen, ist ein weiter Horizont. Er reicht über die Grenzen des Landes hinaus. (S.55)

Wie bereits im Titel und Untertitel nahegelegt, kommen in dem vorliegenden Buch diejenigen zu Wort, die sich als Deutsche erleben; die deutsche Geschichte als die eigene ansehen, ihr Leben in Deutschland verankert und die Werte dieser Gesellschaft verinnerlicht haben. Aufgrund bösariger Sticheleien und abfälliger Bemerkungen jedoch, die sie und ihre Angehörigen über mehrere Jahre von der bundesdeutschen Mehrheitsgesellschaft erfahren und die allesamt auf deren *Anders-* bzw. *Fremdstämmigkeit* abgezielt haben, sehen sie sich dazu verpflichtet, ihren Status als Deutsche zu untermauern und als nicht mehr hinterfragbar zu machen. Denn aufgrund ihrer eigenen Biographien fühlen sich die *ZEIT*-Redakteurinnen² nur hier daheim.

Hierbei waren der Auslöser für die schriftliche Auseinandersetzung mit dem Mentalitäts- und Identitätsphänomen zwei Gefühle: *Wut* und *Stolz*. Darauf gehen die Buchverfasserinnen folgendermaßen ein: „Wut, weil wir das Gefühl haben, außen vor zu bleiben; weil es ein deutsches Wir gibt, das uns ausgrenzt. Und Stolz, weil wir irgendwie beschlossen haben, unsere eigene Identität zu betonen. Sie einzubringen“ (S. 12). Vor dem bereits angedeuteten Hintergrund löst bei den Betroffenen das Wort *Heimat* extreme Emotionen aus. Es ist zuerst ein schmerzhaftes und zugleich sehnsuchtsvolles Ding, das sie nur vom Hörensagen kennen, weil es den Privilegierteren in dieser Gesellschaft (ihren deutschen Freunden und Bekannten) angehört. *Heimat* betrachten die Autorinnen als den Ursprung von Körper und Seele, den Mittelpunkt der eigenen Welt und fügen im Zusammenhang damit Folgendes hinzu:

Die gebrochenen Geschichten unserer Familien machen es schwer, eindeutig zu sagen, woher wir kommen. [...] Die Verbindung von Biographie und Geographie ist zerrissen. Wir sind nicht, wonach wir aussehen. [...] Uns fehlt etwas, das unsere deutschen Freunde,

¹ Topçu, Özlem/Bota, Alice/Pham, Khuê (2012): *Wir neuen Deutschen. Wer wir sind, was wir wollen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 176 S.

² *Alice Bota*, geboren 1979 im polnischen Krapkowice, kam 1988 mit ihren Eltern nach Deutschland. Seit 2007 ist sie Politikredakteurin bei der *ZEIT*. 2009 erhielt sie den Axel-Springer-Preis für junge Journalisten. *Khuê Pham* wurde 1982 in Berlin geboren. Studium an der London School of Economics, danach arbeitete sie für *The Guardian* und das amerikanische National Public Radio. Seit 2010 ist sie Politikredakteurin bei der *ZEIT*. *Özlem Topçu* wurde 1977 in Flensburg geboren. Seit 2009 ist sie Politikredakteurin bei der *ZEIT*. Ausgezeichnet wurde sie mit dem Theodor-Wolff-Preis und dem Regino-Preis. Die Informationen über die Autorinnen sind dem Buchumschlag entnommen.

Bekannten und Kollegen haben: einen Ort, wo sie nicht nur herkommen, sondern auch ankommen. Wo sie Antworten auf sich selbst finden und andere treffen, die ihnen ähnlich sind – so stellen wir es uns zumindest vor. Wir hingegen kommen nirgendwo her und nirgendwo an. Es gibt keinen Ort, an dem wir unseren Zwiespalt überbrücken können, denn er liegt im Niemandsland zwischen deutscher und ausländischer Kultur. (S. 51)

Das dadurch entstandene Gefühl der Entfremdung und Herabwürdigung vermehrt noch die Angst, die anderen in der Harmonie ihrer Gleichheit zu stören oder aber auch von den anderen als Fremdkörper wahrgenommen zu werden (vgl. S. 52). Daher sind sie sich inzwischen darin einig, dass die Vorstellung von Heimat keine gute Idee mehr ist. Sie passt nämlich nicht in die Gesellschaft, in der so viele Menschen zerrissene Lebensläufe und andere Kulturen haben³. Sie entspricht auch nicht dieser Zeit, „in der die Kinder gleich nach der Schule ausziehen, in ein anderes Bundesland gehen oder gleich für mehrere Jahre ins Ausland; in der sich Liebende nicht in der Nachbarschaft, sondern über das Internet finden und sich an einem dritten Ort etwas Gemeinsames aufbauen. [...] Deutschland ist grenzüberschreitender und rastloser geworden. Ein neues Bewusstsein entsteht, ein neues Deutschlandgefühl“ (S. 59). Dennoch bekommen sie von der bundesdeutschen Majoritätsgesellschaft immer wieder zu spüren, dass sie nicht von hier kommen und nicht hierhergehören. Darauf verweisen nicht nur die ständigen Fragen nach deren Wurzeln oder das Lob: «Sie sprechen aber gut Deutsch!», sondern auch die medial verbreitete und klischeebeladene Einstellung ihnen gegenüber, die sich an den «Ihr-seid-doch-so»-Mustern orientiert. Demnach „seien Migranten Bildung nicht wichtig. Türken seien rückständig, nicht integrierbar, und die billige polnische Putzfrau könne man sich bald nicht leisten, so teuer sei sie geworden“ (S. 9). Obgleich sich die abfälligen Kommentare inzwischen nicht persönlich an die ZEIT-Redakteurinnen richten, schwingt in ihnen eine Ablehnung mit, die auch sie trifft. Diese lässt sich gar nicht einfach ignorieren oder beiseitelegen. Als Erschwernis kommt hinzu, dass sie auch in den Ländern, aus deren ihre Eltern stammen, nicht als «Hiesige» anerkannt werden. Als Beispiele hierfür dienen die folgenden Aussagen:

Wenn wir in der Heimat unserer Eltern sind, werden wir «Auslandsvietnamesen», «Deutschländer» oder «die aus dem Reich» genannt. (S. 57)

Ich rechne mich raus aus den Deutschen. Aber meine Tante und mein Onkel, sie rechnen mich nicht rein zu den Polen. (S. 63)

In meinem Beruf begann ich, das Land aus einer anderen Perspektive als aus der meiner Familie zu betrachten, und verstand, dass die Türkei und die Türken uns Deutschland-Türken entwachsen waren. Wir waren zu Stiefgeschwistern geworden. Während die Türken in Deutschland nur noch dadurch auffielen, dass sie schlecht Deutsch sprachen und auch sonst viele Probleme hatten, wurden sie von den Türkei-Türken überflügelt. Besonders bei den jüngeren ist es mittlerweile keine Seltenheit mehr, dass sie schon einmal in Europa waren oder dort studiert haben. Sie erschließen sich die Welt besser als so manches türkische Gastarbeiterkind in Deutschland. Keiner würde es jemals aussprechen, aber: Wir wurden ihnen irgendwann peinlich. Die Türkei-Türken sehen uns, die Deutschländer, eben nicht mehr bedingungslos als die «ihren» an. Wir sind die «gurbetçi», die «Entfremdeten». (S. 76-77)

³ Mehr als 16 Millionen Menschen in Deutschland haben einen Migrationshintergrund.

Zudem erleben sich die Autorinnen selbst nicht als richtige Vertreterinnen der Stammregionen ihrer Eltern. Ihr Anderssein, sprich ihre innere Zerrissenheit setzt ihnen zu. Dies schlägt sich beispielsweise in den folgenden Worten nieder:

Wenn wir im Ausland sind, spüren wir, wie deutsch wir sind. Warum haben wir diesen Akzent, diese Kleidung, dieses Geld? Warum sind wir nicht wie die, mit denen wir verwandt sind? Dass wir den Unterschied zwischen Deutschland und Polen, Vietnam und der Türkei verkörpern; dass wir dabei auf der Gewinnerseite sind, ohne etwas dafür getan zu haben – das können wir uns nur schwer verzeihen. Ohne es zu wollen, schauen wir mit deutschen Augen auf die Verwandten und ihre Leben. Und ohne es zu wollen, sind wir irritiert. Warum sind die Polen so scharf auf dicke Autos? Warum müssen die türkischen Schüler jeden Morgen ihre Liebe zum Vaterland besingen? Warum haben Frauen in Vietnam nichts zu sagen? Warum ist das Land so korrupt, die Regierung so schwach, die Bevölkerung so arm? Warum ist es nicht so sicher, demokratisch und zuverlässig wie in Deutschland? Wir hinterfragen die Werte und Regeln des Landes von außen. Unser Blick, unsere Gedanken zeigen uns dann, dass wir auch hier Fremde sind. (S. 57)

Im Übrigen ziehen die Autorinnen Parallelen zwischen ihnen und ihren Elternteilen. Den Parallelen folgen Unterschiede, die das Deutschsein der ersteren hervorheben sollten. Vorab sei betont, dass die Eltern den Anfang gemacht haben, den sie jetzt fortschreiben, dass deren Geschichten und Entbehrungen das Erbe sind, das die „neuen Deutschen“ mit sich herumschleppen. Ferner seien die signifikantesten Diskrepanzen zwischen den beiden Generationen erwähnt und betont:

Wir haben, was sie nicht hatten. Wir wurden, was sie nie sein konnten. Wir sprechen perfektes Deutsch, sie werden es nie akzentfrei beherrschen. Wir nehmen wie selbstverständlich den Reichtum dieses Landes an, sie staunen noch immer darüber. Wir sind hier aufgewachsen, sie aber sind aus Ländern gekommen, in denen Krieg herrschte, die Wirtschaft brachlag oder Armut normal war. Ihre alten Länder haben ihnen nichts geschenkt. Es war keine Abenteuerlust, die sie hinaustrieb; es war die Not. [...] Zwischen uns und unseren Eltern gab es einen Kulturkampf. Sie hatten Angst, dass wir ihre Traditionen vergessen könnten. Wir hatten Angst, dass wir darunter ersticken würden. Sie hielten an ihren altmodischen Vorstellungen vom Leben fest und standen uns damit bei unserem Plan im Weg, endlich deutsch zu werden. (S. 89-102)

Des Weiteren geben die Buchverfasserinnen zu bedenken, dass sich den Kindern der ehemaligen „Gastarbeiter“ ihre eigenen Eltern auch als Bittsteller auf Ämtern erschlossen, die für ein Zeugnis, eine Bescheinigung oder die Verlängerung ihrer Aufenthaltserlaubnis anstehen mussten. Als Erwachsene, die auch mal geduzt oder mit gebrochenem Deutsch angesprochen wurden. Als Schwächlinge, die von ihrem Nachwuchs (und nicht umgekehrt) in die Regeln der deutschen Rechtschreibung und Grammatik, die des deutschen Grundgesetzes, sowie hiesige Sitten und Bräuche eingeweiht werden mussten. Darüber hinaus bedeutete die Ankunft in Deutschland für die meisten Einwanderer eine gesellschaftliche Herabstufung; sogar für diejenigen, die in ihrer Heimat zur Mittelschicht gehörten. In ihrer alten Heimat arbeiteten sie als Mediziner, Architekten oder Ingenieure, nun mussten sie sich erst einmal hinten anstellen. Die mehrfache Erniedrigung wurde durch das Bewusstsein begleitet, dass deren Fehler und Leistung(en) besonders genau beobachtet wurden. So lernten die „neuen Deutschen“ es, „die Liste mit den Missgeschicken“ kurz zu halten (vgl. S. 118). Denn eines waren sie sich inzwischen sicher: „Erfolg macht deutsch. Wenn Erfolg die Fremden deutsch macht, dann macht Scheitern sie undeutsch“ (S. 118).

Selbst wenn sich manche „Ansässige“ gegen „Hinzugezogene“ und deren Abkömmlinge abschotten und sie ihre Abneigung spüren lassen, unterschieden sie sich in ihren Gefühlen nicht stark von denen, die sie so gerne als „Fremde“ und „Unerwünschte“ abstempeln: „Auch die Deutschen kennen dieses Gefühl der Entfremdung. Wir spüren ihre Scham über die Vergangenheit und gelegentlich sogar die Angst vor sich selbst. Die Angst ist alt, und sie verändert sich; je mehr sich das Land verändert, desto schwächer wird sie. Aber deutsch sein heißt immer noch: im Ausland Naziwitze ertragen, den Kopf gesenkt halten, die Fahne nur zur WM rausholen“ (S. 52-53). Eingedenk dessen sollten die „Einheimischen“ ihres Erachtens die Kinder der ehemaligen „Gastarbeiter“ in ihrem Wunsch nach Anerkennung und Akzeptanz verstehen und unterstützen, deren Bedürfnis nach Zugehörigkeit einzuschätzen wissen. Denn in der Tat sind die „neuen Deutschen“ mehr deutsch, als manche denken. Die meisten von ihnen haben in Deutschland ihren Lebensmittelpunkt, viele sind hier und nicht in dem Land ihrer Eltern zur Welt gekommen. Daher scheinen die am Ende des Buches gestellten Fragen: „Warum sollten wir all das herauskehren, was uns anders macht? Warum sollten wir uns selbst zu Migranten machen?“ (S. 161) umso berechtigter zu sein.

Alles in allem erweisen sich die „neuen Deutschen“ als junge Erwachsene auf der Suche nach einer eigenen Identität. Als diejenigen, die inzwischen begriffen haben, dass die eine Identität die andere nicht verdrängen muss. Demnach haben sie aufgehört, einen Teil von ihnen zu leugnen und andere um ihr Deutschsein zu beneiden. Die „neuen Deutschen“ wollen sich nicht mehr anpassen, sondern ausleben. Zwar wissen sie nicht, ob es ihnen gelingt, einfach hinter sich zu lassen, was sie über die Jahre verinnerlicht haben. Aber sie versuchen es. Kurzum lernen die „neuen Deutschen“ erst gerade, mit ihrer Identität zu spielen (vgl. S. 116).

Eine unverzichtbare Lektüre für alle diejenigen, die sich aufgrund des ethnischen oder Migrationshintergrunds in ihrem jeweiligen Land immer noch im Raum des „Dazwischen“ positionieren, an der Konstruktion von nationaler Homogenität und Einheit Kritik üben oder einfach dem multikulturellen „Wir“ Vorschub leisten.



⁴ Nach: http://www.buecher.de/shop/deutsche-politik--zeitgeschichte/wir-neuen-deutschen/topcu-oezlem-bota-alice-pham-khu/products_products/detail/prod_id/34502561/